

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 3 (1913)  
**Heft:** 2  
  
**Artikel:** Der Schulhausbau  
**Autor:** Lauterburg, Eduard  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-633562>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Wintersport in Grindelwald: Schaufelschieben.

Rehrkorn, Grindelwald.

„Ach, geh weg!“ lachte Niklas unzufrieden.

„Ja, geh weg! Ich geh' auch noch weg. Am Ende gibts andre, die mich noch ansehen mögen.“

Niklas fuhr auf. „Was sagst?“

„Ich sag', was wahr ist.“

„So? Wenn's war ist, dann sag lieber gleich alles. Ich will jetzt wissen, wer das ist, der nach dir schaut.“

„O, das tun manche.“

„Ich will den Namen wissen. Du gehörst mir und wenn einer dir nachläuft, ist er ein Lump und hat's mit mir zu tun.“

„Meinetwegen. Wenn ich dir geh'ör', mußt du aber auch mir geh'ören und nicht so ruppig sein. Wir sind nicht verheiratet.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Schulhausbau.

Aus dem noch ungedruckten Romane „Götte Bildung“ von Eduard Lauterburg<sup>1)</sup>.

„Dä het d'Schnore nid zum Trog use, solang no öppis drinne-n-isch“, antwortete der dickeleibige Bärenwirt Gänggi unter der Tür seiner Wirtschaft am Rathausplatz von Burg dem Bäckermeister Hubacher, als dieser ihn zur Mittagszeit fragte, ob er den im Bären essenden Fürsprecher und Gemeinderat Blank sprechen könne. Hubacher trollte sich davon mit dem Bescheid, er werde in einer halben Stunde wiederkommen.

Endlich hatte der Fürsprecher fertig gegessen. Er wuschte den Mund und hieß den wiederkommenden Hubacher sich zu ihm setzen. Der aber zog Blank beiseite in eine Ecke, wo niemand die beiden verstehen konnte, und sagte, er habe gehört, daß um fünf Uhr Gemeinderatsitzung sei mit der Verhandlung über den Schulhausbau; ob Blank wisse, wieviel Knecht für sein Grundstück verlange; jedenfalls möge Blank dem Gemeinderat sein, des Bäckers, Land billiger anbieten.

Der Fürsprecher antwortete, er glaube, Knecht verlange sechs Franken; in diesem Falle werde er Hubachers Boden zu fünf Franken anbieten, aber natürlich nur unter der Bedingung, daß dadurch die ihm für den Handel zugesicherten Prozente nicht geschmälert würden. Hubacher erklärte sich damit einverstanden und verabschiedete sich.

Auf fünf Uhr war die Sitzung im altertümlichen Rathaus angesagt. Begonnen wurde sie wie gewohnt, eine halbe Stunde später. Der Vizepräsident, der reiche Weinhändler Grosjean mit dem rötlichen Gesicht ließ das Protokoll verlesen und fragte, ob man mit der Reihenfolge der Verhandlungsgegenstände einverstanden sei. Als sich niemand dagegen zum Wort meldete, ging man zur Wahl eines Nachfolgers des kürzlich verstorbenen Präsidenten über. Grosjean wurde

gewählt, dankte, wie üblich, für das Zutrauen, versprach sein möglichstes zu tun, baute aber auf die Nachsicht seiner Kollegen. Dann hob er die Tugenden seines Vorgängers, des Bierbrauers und Nationalrats Rüenzi, hervor und bat, dessen Andenken durch Erheben von den Sigen zu ehren.

Als die fünf andern Gemeinderäte dies getan, fuhr er fort: „Das gemeinnützige Wirken unfres frühern Präsidenten nimmt aber mit seinem Tode kein Ende. Sie haben vielmehr wahrscheinlich schon vernommen, daß er unser Gemeinde ein großes Vermächtnis gestiftet hat. Der Wortlaut der Stelle des Testaments, der sich darauf bezieht, ist folgender:

c) Bezirksschule. An Stelle der jährlichen Summe von 2000 Franken, die ich als Befoldungszulage unter die mein Bier konsumierenden Lehrer verteilte, tritt, da einige unter ihnen schon jetzt die von mir mit Bier versorgten Wirtschaften nur noch äußerst selten besuchen und ich den Bierkonsum selber nicht mehr überwachen kann, eine einmalige Schenkung von 100,000 Franken.

Diese dem Gemeinderat auszuhändigende Summe soll zum Bau einer neuen Bezirksschule verwendet werden. Doch wird sie nur ausgerichtet unter folgenden zwei Bedingungen. Erstens: Das Gebäude soll auf das Grundstück meines Schwiegersohnes, des Herrn Gottlieb Knecht, zu stehen kommen; zweitens: Da ich das von



Wintersport bei Grindelwald: In voller Fahrt!

<sup>1)</sup> Anmerkung: Herr Dr. Lauterburg in Thun, der Verfasser des Berner Romans „Himmel auf Erden“ ließ uns einen Blick in die ersten Kapitel seines neuen Romans „Götte Bildung“ tun, den er Ende 1913 zu vollenden hofft, und gestattet uns, ein Kapitel daraus schon jetzt in unserer Blatte zu veröffentlichen. Wir wählen das vierte, wollen aber dazu bemerken, daß es sich weniger um den für die künstlerische Seite des Romans charakteristischen als um den geschlossenen und darum verständlichsten Abschnitt handelt. (D. R.)

mir erworbene und durch dieses Testament meinen Erben und gemeinnützigen Anstalten hinterlassene Vermögen der Bierbrauerei verbanke, so soll über dem Portal des Gebäudes eine wenigstens einen Meter hohe Gestalt des Gambrinus in Stein gehauen werden.

„Werte Kollegen!“ fuhr Grosjean weiter. „Sie werden denken, das sei ein etwas merkwürdiges Testament. Die beiden Bedingungen, unter denen es ausgeführt werden soll, gefallen den meisten unter Ihnen nicht. Besonders die Gestalt des Gambrinus paßt nicht gerade über ein Schulportal. Aber was bleibt uns andres übrig, als das Testament so anzunehmen, wie es ist. Wo wollten wir sonst das Geld hernehmen? Eine neue Bezirksschule müssen wir haben. Wieder ein Anleihen machen können wir nicht; denn noch ist unsre frühere Schuld kaum zur Hälfte getilgt. An das Steinbild über dem Portale wird man sich bald so gewöhnen, daß man sich seiner gar nicht mehr achtet, zumal keine Inschrift darunter zu stehen braucht.“

Ich beantrage also Annahme des Legats mit seinen Bedingungen. Indessen eröffne ich die Umfrage über diesen Gegenstand.“

Zuerst verlangte der hagere Postbeamte Spycher das Wort: „Herr Präsident, meine Herren! Es tut mir leid, daß ich die Bestimmungen unsres frühern Präsidenten nicht für annehmbar halten kann und damit auch unserm neuen Vorsitzenden widersprechen muß. Ich für mein Teil würde mich schämen, wenn über unsrer Schulhaustür das Gözenbild des Gambrinus angebracht wäre, so tief demütigen, daß sie zum Gelächter der Nachbarorte und der unsre Stadt besuchenden Fremden wird, ganz abgesehen von dem Schaden, den ein solches Bild an jener Stelle unter unsrer Jugend anrichten müßte. Mir scheint, die vielen Firmentafeln mit der Aufschrift „Witwe“ — ich brauche die Namen nicht zu nennen — sprechen schon deutlich genug für die Herrschaft des Königs Gambrinus in unserm Städtchen. Wie manchem Bürger hat der Alkohol nicht schon ein frühzeitiges Ende bereitet! Wie mancher lebt

feinewegen in körperlichem Siechtum oder geistiger Umnachtung! Nun sollten wir diesem Gözen noch die Jugend dienstbar machen, die Jugend, die ohnedies unter den Trinksünden der Väter oder gar der Mütter zu leiden hat!

Das kann nicht ihr Ernst sein. Lieber wollen wir auf die doch zum Teil auf Kosten der Gesundheit unsrer

Bürger erworbenen hunderttausend Franken verzichten und, wenn nötig ein Anleihen aufnehmen, das wir aus dem Steuerertrag unsrer ehrlichen Arbeit mit den Jahren wohl werden zurückzahlen können. Wenn alle



Wintersport in Grindelwald: Auf Wiedersehen!

Bürger, und nicht nur die Festbesoldeten, gewissenhaft das versteuerten, was sie einnehmen, statt erst davon die Kosten für den Lebensunterhalt für sich und ihre Familie oder gar noch mehr abzuziehen, wie das bei vielen Geschäftsleuten, Notaren, Fürsprechern und Doktoren weit und breit gäng und gäbe ist, so hätten wir auch unser früheres Anleihen längst abbezahlt oder es vielmehr gar nicht aufzunehmen brauchen. Und wenn in unsrer Gemeinde der Alkohol eine weniger große Macht ausübte, so müßte sie nicht jährlich so- und soviel tausend Franken bloß zur Unterstützung von Leuten verausgaben, die sich und manchmal auch ihre Angehörigen durch oft nicht einmal übermäßiges Trinken in Krankheit, Armut oder gar ins Verbrechen gestürzt haben. Ich beantrage also Verzicht auf das Legat und Bau der Bezirksschule auf Grund eines neuen Anleiheens.“

Nun meldete sich der weltmännische Doktor Kemmler zum Wort. Er wies zunächst den vom Vorredner u. a. gegen die Aerzte erhobenen Vorwurf der Steuerunterschlagung zurück, indem er behauptete, auch die Festbesoldeten hätten ihre Nebenverdienste, von denen sie der Steuerbehörde gegenüber nichts verlauten ließen. Dann nahm er das Bier in Schutz und sagte, die von Nationalrat Rüenzi erworbenen und der Gemeinde geschenkten hunderttausend Franken seien so wenig ein Sündengeld als die meisten andern großen Vermögen. Wenn einer zu viel Bier trinke, gleichviel ob vom Rüenzischen Adlerbier oder von irgend einer andern Sorte, so sei das seine eigne Sache. Deshalb das Bier überhaupt als schädlich hinzustellen, falle nur exzentrischen Fanatikern ein.

Uebrigens seien groteske Bilder an ehrwürdigen Gebäuden durchaus nichts Seltenes. Man denke nur an die Fragen der Bestuhlung im Chor des Berner Münsters und an den Kapitälern im Kreuzgang des Zürcher Grossmünsters. Wer Sinn für Humor habe, lege derlei Fragen nicht mehr Bedeutung bei, als ihnen zukomme. Die Hauptfache sei nicht das Aeußere des neuen Schulgebäudes, sondern der Geist, der darin herrsche.

Hierauf erhob sich der auf Kosten anderer recht gemeinnützig gesinnte Fürsprecher Blank:

„Herr Präsident, meine Herren! Legat hin oder her, — eine neue Bezirksschule müssen wir haben. Als Mitglied der Schulkommission kann ich ihnen versichern, daß die gesundheitlichen Zustände in dem jetzigen, eigentlich für Privaträume bestimmten Gebäude jeder Beschreibung spotten. Die Zimmer sind klein, niedrig und schlecht zu lüften. Zweitens dringt aus verschiedenen Räumen des selben Gebäudes ein Gestank in die Schulzimmer, der die Lehrer nötigt, im strengen Winter



Wintersport in Grindelwald: Skifahrer.



Ringstechen im Wetschlitteln

von frühmorgens an die Fenster sperrangelweit offenzuhalten. Gegenüber ist das Schlachthaus, dessen Gequiech selbst das der Knaben in den Pausen übertönt und sie an den Anblick grausamer Martern gewöhnt. Dem Unterricht selber aber ist äußerst hinderlich das Geräusch der Fuhrwerke auf dem holperigen Pflaster des Rathausplatzes, auf den die Fenster der meisten Schulzimmer hinaus schauen, besonders an Markttagen. Einigen dieser Uebelstände, welche jedenfalls nicht allen unter ihnen unbekannt sind, hätte abgeholfen werden können, wenn man

die schönen großen Zimmer im anstoßenden, auch der Gemeinde gehörigen Gebäude, die man an das Geschäft Lichtenberger vermietet hatte, bei der Kündigung seitens dieser Firma zu Schulräumen umgewandelt hätte. Allein sie wissen, wie so oft in unsrer Gemeinde wogen die finanziellen Erwägungen vor. Man vermietete die Räume lieber teurer an einen andern Geschäftsmann, als daß man unsern Jungen das Aufmerken und das Einatmen guter Luft erleichterte und den Lehrern das Heiserwerden ersparte, wenn sie den Lärm des Marktes und des Schlachthaus geradezu überbrüllen müssen.

So kann es nicht weitergehen. Unfre Bezirkschüler, die sich meist aus den unbemittelten Ständen rekrutieren, wohnen, essen und schlafen zu Hause oft mit mehreren Familiengliedern

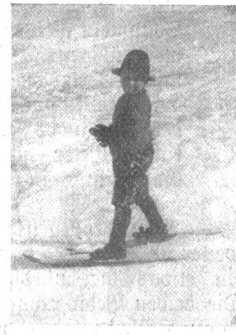
in engen, düstern und schlecht gelüfteten Räumen. Wie traurig ist es, wenn sie nun auch in der Schule stundenlang in schlechter Luft verharren müssen! Da helfen schließlich alle Mittel gegen die Lungenschwindsucht nichts, wenn man ihr in der Schule einen solchen Nährboden bereitet.

Nun kann ich mich aber auch nicht damit einverstanden erklären, daß wir ein Schulhaus bauen, über dessen Tür ein Gambrinus prangt und in dessen nächster Nähe das vielbesuchte Restaurant des Herrn Knecht sein nicht nur die Lehrer, sondern auch ältere Schüler verlockendes Adlerbräu auschenkt.

Ich möchte sie deshalb auf ein andres Terrain aufmerksam machen. Es ist dies die Wiese neben der Bäckerei des Herrn Hubacher. Sie liegt nicht im Mittelpunkt des Städtchens; aber das schadet nichts. Die Entfernungen sind bei uns nicht groß; und den Buben tut es nur gut, wenn sie vor und nach der Schule etwas marschieren müssen. Die Luft ist dort gut und das Quartier ruhig.

Dieses Grundstück hat vor dem Knechtschen auch den Vorzug, daß es billiger ist. Herr Knecht will für sein Land sechs Franken auf den Quadratmeter, Herr Hubacher für das seine nur fünf. Ich empfehle Ihnen also dieses letztere."

(Fortsetzung folgt.)



Früh übt sich!

## Gegen die Gespenster.

„Henni, warum nimmst e Ma?  
„Warum wottlich Hochzyt ha?“  
Beh! 's ist guet für G'spääter!

Weisch no wie si mänglich z'Nacht  
G'reblet hei u Lärme g'macht  
Vor mym Gade-Pfäiter?!

„A' we jetze-n-eis wett cho?“  
Heh! so jagti 's Hanji scho  
Us der hostet ufe.

„S Bött! i möcht o Hochzyt ha.  
„Müeti, gi'mer g'schwing e Ma!  
„S fahrt mer süß a gruse.“

G. J. Kuhn.

## Wie alt ist der Mensch?

Die Ansichten der Gelehrten über das Alter der Menschheit gehen sehr weit auseinander. Sie schwanken zwischen einem Zeitraum von 400,000 bis 6,000,000 Jahren und darüber. Schon bei der Feststellung der „Rohform“, von der aus man von der Entwicklung des menschlichen Wesens sprechen könnte, setzt die Meinungsverschiedenheit ein. Die Funde menschlicher Ueberreste aus grauer Urzeit geben kaum einen schwachen Anhaltspunkt für den Aufbau einer auch nur einigermaßen zuverlässigen Hypothese. Die Ausgrabungen, die man auf ägyptischem Boden gemacht hat, lassen darauf schließen, daß der Körperbau der Bewohner Ägyptens vor 6000 Jahren von dem der heute dort Lebenden nicht wesentlich abweichend ist. Unterstellt man diese immerhin oberflächlich verbürgte Annahme als wahr, dann erscheint eine Entwicklungsspanne von 400,000 Jahren, wie sie von Prof. Sollas vertreten wird, als viel zu niedrig bemessen. Daher ist der belgische Gelehrte Rutot dazu übergegangen, nach Spuren zu forschen, die der vorzeitliche Mensch an den Steinen, zwischen denen er wahrscheinlich gelebt, hinterlassen hat. Auf diese Weise rechnet er für die Menschheit ein Alter von etwa 3 Millionen Jahren heraus.

Natürlich ist auch diese, die sogenannte Colithen-Theorie, nicht unangefochten geblieben. Vor allem die Geologen sind mit Einwänden gekommen, die viel Berechtigung haben. Ueber die zeitliche Umgrenzung der einzelnen geologischen Perioden besteht ja so wie so unter den Forschern keine Uebereinstimmung. Selbst die unserer Alluvialzeit vorausgehende Diluvial-

periode wird von den einen auf knapp 140,000, von den andern um mehr als die doppelte Zahl von Jahren eingeschätzt. So entstehen natürlich die größten Differenzen.

Der englische Gelehrte Prof. Arthur Keith hat auf der letzten Naturforscherversammlung neuerdings zu dem Problem Stellung genommen. Er hat nach einem Bericht der Frankfurter Zeitung ausgeführt, daß man, um die Entstehung und Verteilung der heutigen Rassen zu erklären, annehmen müsse, das Menschengeschlecht habe zu Beginn der Diluvialzeit schon eine physische Beschaffenheit von der Art erreicht, wie sie heutzutage die Eingeborenen Australiens aufweisen. Auf Grund unserer Kenntnis der fossilen Affenformen, die freilich noch sehr unvollkommen ist, möchte Keith annehmen, daß der Stamm der Menschen sich aus niederen Formen etwa um dieselbe Zeit herabgebildet, wie der Stamm der großen, menschenähnlichen Affen. So könnte man das Dasein des Menschen über das Diluvium hinausführen und das Alter des Menschen auf etwa anderthalb Millionen Jahre schätzen. Es hat ferner nach Keith zu gleicher Zeit verschiedene Menschenformen gegeben, da es z. B. unmöglich erscheint, daß sich der Neandertalmensch, der erst im späteren Diluvium auftritt, bis zum Schlusse dieser Periode in den modernen Menschen umgewandelt haben sollte, von dem er fast so verschieden ist wie der Gorilla vom Schimpanse. Alle diese älteren Menschenformen würden im Laufe der Zeit erloschen sein, außer demjenigen Zweig, aus dem der moderne Mensch entstanden ist.

Aus „Der Türmer“.